

Herrenloses Gut.

Roman von Marie Bernbard.

(15. Fortsetzung.)

„Ich wollte antworten: „Sie können doch nicht zu mir kommen, und sich meine Zeichen- und Skizzenmappe anzusehen... aber es kam nicht dazu.“ Ich würde Ihnen auch eine Belohnung zum Voraus versprechen können!“ fuhr er fort. „Eine große Photographie des „Gewissens“.“

„Ach, die habe ich schon!“ rief ich rasch. „Wirklich?“ Er rückte ein ganz klein wenig seinen Stuhl zurück und sah mich sonderbar an, wie eine Kuriosität. „Wie sind Sie dazu gekommen?“

„Nun hat sie mir verschafft — ich habe sie für mein Stundenhonorar verschrieben lassen!“

„Ach so! Sie ertheilen Unterricht! Wissenschaftlichen?“

„Ja!“

„Gern?“

„Nicht — nicht so sehr gern!“

„Aber warum geschieht es denn? Doch nicht des Erwerbdes wegen?“

„Zum Theil ja! Ich möchte eigenes, selbstverdientes Geld haben, mit dem ich machen kann, was ich will! Und dann auch der Beschäftigung halber! Wohl so hinleben, ohne den geringsten Nutzen zu stiften, das möchte ich nicht!“

Er sagte nichts darauf, sah mich aber unterwandt an, mit einem merklich beharrenden, einbringlichen Blick, ganz nachdenklich, ganz konzentriert, ich weiß nicht, welchen Ausdruck ich finden soll, um diesen Blick zu bezeichnen, fast, als ob er mich mit jemandem verglichen wollte... nein, das kann nicht zutreffen!

Ich glaube, die Gesellschaft wunderte sich und nahm es übel, daß der Professor so viel mit mir sprach, und jetzt, da ich es mir hinterher überlege, steht es mich in Erstaunen! Nicht fremd ist es immer, wenn sich jemand eingehend mit mir beschäftigt... und nun gar er! Ein solcher Mann! Mit keinem, keinem zu vergleichen von allen, denen ich bisher begegnet bin! An dem Abend aber war ich über nichts verstimmt, ich war wie in einem Raufsch, ich fühlte mich so leicht, so frei, so ganz über mich hinausgehoben — auch war eine Stimme in mir, die sagte: „Genieße diese Stunden, koste sie aus!“ Sie kehren dir nie wieder, du wirst lange, lange an ihnen zehren müssen!“

Er hätte mich noch nach tausend Dingen fragen können — alles, alles hätte ich ihm beantworten mögen, wichtige und alltägliche Dinge, Persönliches und Allgemeines! Wenn es ihm nicht zu geringfügig war, von dem zu reden, was mein Leben bildete, wie sollte es mir da so sein!

Er wollte wissen, welche Bücher über Archäologie und Plastik ich lese und empfahl mir zwei neue, deren Titel er mir selbst notierte. Er fragte, ob ich noch andere Kunstsammlungen kenne, außer denen in München, ob ich es verstände, gut zu sehen, in ein Kunstwerk einigermaßen einzudringen — und dann erzählte er von Rom, mir ganz allein, mit so gedämpfter Stimme, daß kein einziger anderer Mensch es hören konnte... nur ich, nur ich! Wie mich das stolz machte! Wie ich glücklich war! Ich hatte das Gefühl, er und ich, wir hätten nun dies eine gemeinsam, und das könne uns niemand nehmen! Wenn er von Rom und von seiner Kunst zu sprechen beginnt, dann lächelt er — und wenn er lächelt, wird er schön!

Ich weiß gar nicht mehr, mit wem ich sonst an dem Abend noch geredet habe und was — ich weiß nicht, was ich ab oder trant, ob das Essen gut war oder nicht... die Stunden gehörten ihm, nur ihm, und ich machte mir keinen Vorwurf deshalb! Wenn das Schicksal einen vollen, duftenden Rosenstrauch in den Schooß wirft, der soll ihn fassen und sich an seinem Duft satt trinken — gleichviel, ob er später nie mehr trinkt darf — gleichviel, ob er daran stirbt!

So habe ich gehan!

Elly hat mir beim Abschied ins Ohr gesagt, ich wäre wunderhübsch, und solche Augen wie meine, die hätte eben niemand auf der Welt. Ich habe mich darüber gefreut — ach — gefreut! Und zu Hause hab' ich mir alle Krugen angefüllt, mitten in der Nacht, und hab' in den Spiegel gesehen. Das Gesicht sehr weiß, die Haare sehr dunkel, die Lippen glühend roth und die Augen groß und mit intensivem Glanz leuchtend — das war ich!

Sie hatten ihn alle beflümt, in sein Atelier kommen zu dürfen, und er hatte lachend abgewehrt, es sei nichts da — hier in München habe er gar nichts, was der Mühe des Hinkommens werth sei — ja in Rom! Das sei etwas anderes! Wie sie nicht von ihm abließen, hat er endlich gesagt: „Schön, sie sollten kommen, am künftigen Mittwoch!“ Zu mir hat er sich extra umgewandt und gefragt: „Sie sind doch auch dabei?“ — Ich bin dabei, und wenn alles um mich her in Trümmern ginge!

Der künftige Mittwoch, das ist übermorgen! Wie steht die Zeit still bis dahin! Ich will nichts von ihm

haben, nichts erwarten, nichts fordern, nur ihn sehen — sehen — und reden hören!

„Hat es wirklich lange Jahre gegeben, da ich nichts von ihm wußte? Ihn nicht kannte?“

„Und das habe ich Leben nennen können?“

Drei Tage später. Nun ist auch das gesehen, nun gehört auch das der Vergangenheit an! O, Gegenwart, einzig schöne, bleib! Stehe still! Und du, Zukunft, in deinem dunklen Schleier, was wirst du mir bringen? Es ist nicht Vermessenheit von mir, daß ich so denke, so frage! Ich habe ein Recht dazu!

Nutti war gar nicht wohl gestern, und ich fühlte, ich müßte sie doch fragen: „Soll ich bei dir bleiben?“ Hätte sie ja gesagt... was dann geworden wäre, das weiß ich nicht!

Aber sie ist so gut, so lieb, sie merkte es mir wohl an, was dieser Besuch in eines großen Künstlers Atelier mir bedeutete... sie sagte nein und streichelte mich und sagte, ich solle mein blaues Kleid anziehen, das stehe mir so gut zu Gesicht. Das hat ich denn, und wie ich zu ihr ins Zimmer kam, mich verabschieden, da schnitt sie mit eigener Hand zwei von den wunderschönen weißen Theerosen vom Stod — Papa hat ihr neulich den Baum geschenkt — und steckte sie mir in den Gürtel — gute, liebste Nutti!

Bei prachtvollem Winterwetter taumen wir in die Schwantalerstraße, die Sonne schien hell in das lustige, große Atelier. Es sieht noch ziemlich unwohnlich aus — sträflich neu und still, wie sein Eigenthümer sagt. Ein paar hübsche Dekorationsstücke hat er sich angeschafft, Teppiche, Gobelins, Krüge, aber es will nicht viel bedeuten, es sieht etwas zusammengekauft aus, und er nahm es gar nicht übel, als ich ihm auf seine Frage, wie es mir gefiele, ehrlich sagte — im Gegenheil, er lachte und nickte: „Ha ragione!“ Wenn er etwas recht aus dem Herzen sagen will, da spricht er italienisch, das habe ich schon bemerkt.

Die anderen waren alle sehr entzückt von dem Arbeitsraum und konnten sich in Ahs und Ohs und in Ausrufen der Bewunderung nicht genug thun. Ich verhielt mich schweigsam und konnte die Zeit kaum erwarten, da die Hüllen von den beiden Gestalten, an denen er arbeitete, fallen sollten; er muß mir diese meine Umgebung angeordnet haben, denn er meinte einmal halbblau zu mir: „Versprechen Sie sich nicht zu viel! Das eine Werk ist schon ziemlich weit vorgeschritten, aber an dem anderen ist noch nicht viel zu sehen, und ich weiß nicht, ob es Ihnen zusagt!“

Ich wollte gern sagen, das könne ihm doch keinen Eindruck machen, ob seine Werke mir zusagen oder nicht, aber ich fand den Muth nicht dazu. Es sah mir so gewollt aus, so persönlich, so zudringlich. Ich schweig also und sah ihn an, aber ich glaube bestimmt, er wußte, was ich dachte.

Wie wir noch alle herumstanden, that sich die Thür auf und eine sehr hübsche blonde Frau kam herein, Cotta's Schwägerin Ritzi; ihr Mann folgte ihr bald, er hat ein angenehmes, geistreiches Gesicht, sieht aber seinem Bruder gar nicht ähnlich und verschwindet vollständig neben diesem — der Professor sieht hundertmal bedeutender aus! Mir fiel auf, daß dieser Baummeister Cotta bei meinem Anblick ganz betroffen aussah, ich bemerkte, wie er mich später immer wieder von der Seite fixirte. Unauffällig blickte ich in den Spiegel: war irgend etwas an meiner Toilette, an meiner Frisur nicht in Ordnung? Ich konnte nichts entdecken! Die junge Frau war unbefangene, sie benahm sich sehr entgegenkommend und freundlich gegen mich, während sie zu Elly eigentlich nur höflich war. Für ein paar Minuten ließ sie ihre beiden kleinen Buben ins Atelier kommen — ach, zu süße, herzhafte Kinder! Wie er sie hochob und mit ihnen scherzte, und wie sie ihn liebten! Mir wurde so eigentümlich zu Sinn, als ich das sah, ich kann nicht recht schildern, was es war, das ich empfand! Reid auf diese Kinder, daß sie sich so an ihn schmiegen, ihn herzen und küssen durften — auch Reid auf ihn, daß die kleinen Geschöpfchen so an ihm hingen! Ich hätte sie selbst haben mögen — ich habe noch nie zuvor so deutlich empfunden, wie süß, wie entzückend es sein muß, Kinder zu haben! Als ich mich später über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

über sie beugte und sie fragte, ob sie mir ein Händchen geben möchten, da schlug der älteste tapfer ein, der Kleine aber sah zu mir empor mit seinen klaren, sonnigen Kinderaugen und

aus Rom kamen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, ich hätte am liebsten kein Wort gesprochen und nur still und glücklich in mich hineingesunken, aber das Ehepaar Cotta legte förmlich Beschlag auf mich, und ehe ich mich dessen verschah, hatte ich versprochen müssen, sie bald einmal zu besuchen — auch erfolgte eine vorläufige Einladung für Elly und mich zu einem bevorstehenden Tanzfest bei Cotta's; sie sagten, sie wären glücklich, zwei junge Damen wie uns dabei zu haben. Mari, den sie schon kannten, wurde natürlich auch gebeten, er engagirte mich gleich „auf alle Fälle“ zum Menuettwalzer und zur Francaise, und Professor Cotta meinte, wenn ich eine so begehrte Dame sei, so müßte er sich das Recht sichern, beim Souper mein Nachbar zu sein! Ich konnte nicht viel sagen, das Herz schlug mir bis zum Halbe hinauf.

Endlich und endlich wickelten die Gebrüder Cotta vorsichtig die Hüllen von den beiden Statuen. Die erste, fast fertige, nennt sich „Der Hirt“ und stellt einen jungen, fast nackten Knaben dar, der, halb stehend, halb sitzend, an einem Felsblock lehnt und auf einer Flöte bläst. Aber wie das gemacht ist! Wie man diesen einfachen Vorgang mitempfindet — wie man meint, mitten in der warmen, sonnengoldenen, süßlichen Landschaft zu sitzen und die weiche Luft zu fühlen, die des Knaben Loden säckelt, die Sonne, die ihm die nackten, feinen Glieder küßt — und die Ruhe, die friedliche Stille ringsum, die so seelenlösend wirkt! Man hört, was er spielt, der junge Hirt — eine ganz schlichte kleine Melodie ist es, wie herausgehört aus der Natur, die den Spielenden umgibt — er denkt nichts anderes, will nichts anderes als seine Musik, er ist ganz glücklich, ganz wunschlos, wie er dasigt und bläst. Die Züge sind nicht gerade von regelmäßiger Schönheit — aber so weich gerundet, so kindlich zart — auch der Körper noch so schmählich — man meint zu wissen, wie es bisher dahingelebt hat, dies Kind der Berge — unberührt vom Hauch der Welt... in großer, wonevoller Einsamkeit!

Alles Anatomische natürlich prachtvoll beobachtet, kein Zweifel, das Ganze harmonisch, ohne jede Liebertreibung — mit einem Wort: ein großes Kunstwerk! — für mich in seiner Einfachheit so ergreifend, daß ich in meinen Augen Thränen aufsteigen fühlte!

Ich glaube, die anderen waren mehr oder weniger etwas in Verlegenheit, der Figur gegenüber. Sie hatten wohl etwas anderes erwartet, mehr fürs Auge, für die Phantasie übrig lassend, etwas, das mehr Effekt hervorbrachte. Und ich gerade — ich war so glücklich, daß er das gewollt und es so gekonnt hatte, so schlicht und groß empfunden, der Volks- und Kindesseele abgelauscht!

Geredet wurde natürlich sehr viel — die Menschen denken doch immer, daß Stillschweigen unhöflich ist und daß sie doch etwas sagen müssen, wenn es denn auch etwas Dummes ist! Mit Gewalt wollen sie geistreich sein und den Kunstkenner spielen — und das geht eben nicht, geht beides nicht! Begabung, natürliche Begabung gehört dazu, und zur Kunstkenner-schaft doch auch schließliche Studium — man muß sein Auge geübt, seine Beobachtung geschärft haben!

Frau Rode fragte unter anderem, was der junge Hirt wohl denke und empfinde — sein Schöpfer habe doch sicherlich viel in ihn hineingelegt! Cotta lachte dazu und sagte: „Der Ragazzo und ich, wir denken uns beide gar nie! Er sitzt da und läßt's sich wohl sein und stößt sich was vor...“

Beim Anblick der zweiten Figur, die noch in Gips ist — als Tonmodell existirt sie auch — da lösten sich die Zungen ganz anders, die Zuschauer gerieten in Ekstase... und etwas Paderbes, Sensationelles geht freilich auch von dem Machwerk aus.

„Neckame!“ — Ein junges Weib in losem, leichtem, salzigem Gewande, das in herrlich freier Brust und Hüften und Kniee umwallt; sie schreit kräftig aus, rasch, rasch will sie weiter, man sieht es! In der rechten, schwungvoll erhobenen Hand hält sie eine Trompete, die sie im nächsten Augenblick an die Lippen setzen wird; die Linke ist in der Hüftengegend gehalten und hält in der Faust ein ganzes Bündel von Platanen, Broschüren, losen Zetteln. Gleich werden die haltenden Finger sich lösen und all die beducten und beschriebenen Blätter in alle vier Winde, in die ganze Welt streuen. Der Körper ist prachtvoll modellirt, die ausstrahlende Bewegung von großartiger Plastik, das Gesicht schön, aber nicht sympathisch; ein üppiger, sinnlicher Mund, triumphirende, hartblidende Augen, leichtgeblähte Wulsten, das ganze Antlitz nichts wie ein Frohlocken, ein Prahlen; da, steht mich — seht! Geht acht auf meinen Triumphzug! Ich komme! Ich bin eine Großmacht in der Welt — es ist nichts, nichts ohne mich zu erreichen!

Das ist so augenfällig, reißt so deutlich zum Behauer, daß er es fassen muß! Und so gab es denn einen wahren Tumult um die Figur herum; alles rief, deutete, lachte, muthmaßte durcheinander, und mitten in all dem Lärm wandte sich der Professor — nein, ich kann ihn hier nicht bei seinem akademischen Titel nennen, ich kann es nicht — also wandte er sich plötzlich an mich und bat um meine, ja, um meine persönliche Ansicht über beide Werke!

Und ich, froh bestürzt wie ich war,

ich hatte wieder dies Gefühl des Hinausgehobenseins, wie neulich beim Abendessen in den „Vier Jahreszeiten“; außerdem — wenn er etwas wünscht, dann hat es einfach zu geschehen, ich habe seinen eigenen Willen ihm gegenüber! Also sprach ich alles aus, was ich dachte, und die Worte und Wendungen strömten mir wie von selbst zu, ich durfte nicht nach ihnen jucken. Sein Blick ließ nicht eine Minute ab von mir, während ich redete — und wenn ich mir jetzt, in der Einfachheit meines Zimmers diesen Blick vergegenwärtige... was lag dann? Selbst! Nicht gerade Wohlgefallen oder — oder — nun, sprich es mir aus — oder Liebe oder... Bewunderung... woher sollte die ihm für mich auch kommen... sondern — sondern eine Art von schmerzlicher Zärtlichkeit — von Mitleid, wie man es vielleicht mit einem Kinde haben könnte... ach, ich luche — ich taste — ich weiß nicht!

Zu dem, was ich sagte, hat er ein paarmal genickt; einmal sprach er halb laut vor sich hin. „Bravo, Signorina!“ und als ich aufathmete und fertig war, meinte er: „Sie haben eine feine Beobachtung und müssen schon sehr ernsthafte Studien gemacht haben!“

Ah ja, die habe ich gemacht — aber daß er das gleich herausfand und anerkannte... Welch ein Glück für mich! Die fremden Leute kamen dazwischen und nahmen ihn mir für lange Zeit fort. Ich weiß nicht... sie ersahnen mir alle fremd gestern, auch die, die ich so lange und so gut kenne: Elly und Onkel Meding und Maxi! Ich hätte sie alle zusammen — ja, auch seinen Bruder und seine Schwägerin, so liebenswürdig sie auch gegen mich waren — alle zusammen hätte ich sie bei den Schultern nehmen und sacht zum Atelier hinausziehen mögen, daß bloß er und ich übrig blieben — und wieder, wenn ich es mir ausmale, ich könnte mit ihm allein sein, dann schwindelt es mir, wie wenn ich vor einem Abgrund stünde!

Ohne daß es die vielen Menschen — es waren ja über zwanzig in ganzen — denn Rode's hatten natürlich ihre „besten Freunde“ mitgebracht — bemerkten, sondern ich mich ab und ging zu dem „jungen Hirten“ zurück; die anderen standen alle dichtgeschaart um die „Neckame“ herum.

Wie ihm gut und still und stimmungsvoll zu Muth gewesen sein muß, als er diese Idee faßte und sie so verfürperte! Wie alles das, was die Menschen von ihm sagen, und was ja auch wahr sein wird: seine ungezügelten Leidenschaft, sein Spott, sein Zynismus — wie das alles von ihm abgefallen sein muß, gleich wesenlosem Pulver, als er dies Werk schuf — so rein, so keusch, so — so — ich finde kein anderes Wort: so einfüllig schön! Ja, ja, bewundern nur die „Neckame“! Sie ist ja eine brillante Leistung, sie wird berechtigtes Aufsehen erregen und dem Meister neues Gold und neue Lorbeeren bringen... aber das wahre und echte Kunstwerk — das ist dies hier!

Was ich jetzt noch schreiben will, das geschah so schnell, kam so verblüffend, überraschend, daß ich heute bisher wie eine Träumende im Hause umhergegangen bin, mich innerlich immer wieder fragend: kann es denn sein? Hast du, Hanna Piotrowsky, das wirklich erlebt?

Ich merkte, wie jemand leise hinter mich trat, und trotzdem ich mich nicht umwendete, wußte ich sofort, wer es war. Ich kam nicht dazu, irgend etwas zu bemerken, denn seine Stimme sagte dicht an meinem Ohr: „Ich habe meinen Bruder gebeten, die verhehlte Gesellschaft da draußen für ein paar Minuten zu beschäftigen, er wird das schon fertig bringen — kann ihnen ja den sanbalenkleideten linken Fuß der „Neckame“ oder ihre flatternden Stielenoden zum Studium empfehlen“ — er lachte spöttlich — „und derweilen bin ich hier zu Ihnen herübergekommen! Ich will Ihnen nämlich etwas zeigen!“

„Sie? Mir?“

„Thöricht genug von mir, zu fragen — aber ich hätte keine weitere Silbe herausbekommen.“

„Ja — ich Ihnen! Und zwar Ihnen ganz allein! Sehen Sie einmal her! Rasch! Wir müssen uns beeilen!“

Hinter dem Gestell, auf dem der „junge Hirt“ stand, befand sich ein Vorhang, ein schwarzer Gobelinsteppich. Den hob er beiseite, und es wurde ein breites Wandbrett sichtbar, auf dem verschiedene kleine Figuren und Büsten aufgestellt waren — manche von ihnen ganz fertig, andere kaum im Umriss zu erkennen — zwei oder drei mit Zeichern zugegeben. Von einer dieser letzteren nahm er schnell die Hülle herunter und hielt mir eine kleine Tonbüste hin: „Wer ist das?“

„Ja... wer war es? Ich blieb sprachlos — ich sah auf die Büste — auf ihn — wieder auf die Büste — was sollte — was konnte ich sagen?“

„Nun?“ fragte er von neuem. „Gut gelungen?“

Wieder war der gerührte, halb mitleidige Blick in seinen Augen, den ich mir nicht zu denken wußte.

„Sehr gut — ja!“ stammelte ich; dann raffte ich mich zusammen, gab mir innerlich einen Ruck. Wenn dieser Mann aus dem Gedächtnis eine Büste von mir machte — was that, was bewies das? Eine hohe Ehre war es für mich, sicher, denn er ist ein großer, berühmter Künstler! Aber — es ist sonst etwas bedeutend? Argend etwas in meinem Gesicht mochte ihm auffallend gewesen sein — es hatte ihn gereizt,

es nachzubilden — zufällig war es nicht Elly, nicht ihre Mutter oder keine andere Person, sondern gerade ich... etwas Persönliches brauchte darum keineswegs hinzuzupielen. — Ich weiß, daß ich nicht schön bin — daß ich aber doch manden gefalle, das weiß ich auch. Meine Zähne, mein Haar und meine Hände sind wohl hübsch — Elly lobt immer die Augen so, aber wenn ich in den Spiegel sehe, sagen sie mir nichts Besonderes — es muß der wechselnde Ausdruck thun! Und Maxi hat schon des öfteren ausgerufen: „Was für ein gutgeschnittenes Profil Sie haben!“

Nun — dies Profil oder die Augen oder das Haar — etwas von dem Ganges kann auch ihm gefallen haben, es hat ihm Freude gemacht, das mit seinen zauberhaft geschickten Händen zu formen, sich vielleicht an meiner Liebertuschung zu weiden — aber daß er es mir ganz allein zeigen wollte und diesen Ausdruck im Gesicht trug...

Jedenfalls wollte ich nicht zeigen, wie sehr diese Thatsache mich überwältigte, ich sagte also, man hätte über sich selbst und das eigene Gesicht kein Urtheil, das hätte ich erst neulich gemerkt, als alle Welt meine neueste Photographie vortrefflich fand, und ich konnte mich nicht damit befremden und hielt sie für unähnlich — aber bei einem Künstler wie er, dessen sprechende Mollschlichkeiten allbekannt wären, da sei ja etwas Berartigtes ausgeschlossen — kurz, ich redete allerlei und starrte dabei immerfort auf die kleine Büste, hörte mein Herz laut und fürmlich klopfen und fragte mich innerlich: was findet er denn an mir? Was kann er an dir finden? Und ist es möglich, daß... daß...

Er ist inzwischen seine Augen unangeseht mit mir zu der Büste und wieder zurück wandern — wollte er prüfen, ob ihm kein Nachwort gelungen sei? Das ist doch bei einem solchen Genie ausgeschlossen!

(Fortsetzung folgt.)

Sechzig Jahre.

Von der frühesten Jugend an habe ich mir immer gewünscht, sechzig Jahre alt zu sein, weil ich immer gedacht habe, das müßte das Alter des Friedens und der Ruhe sein. Und nun bin ich noch nicht sechzig Jahre alt und finde es noch viel schöner, als ich es immer gedacht. Ich will Euch erzählen, wie es ist, damit ihr Kinder Euch darauf freut, und wißt, wenn man ein langes und schweres Leben zurückgelegt hat, dann kommt eine Ruhe, die schon Vorgeschnack von der Himmelsruhe ist.

Das ist so, als wenn man in lauter Licht einträte, als finge man eine neue Kindheit und ein neues Leben an, als liege man alles weit hinter sich zurück, was einem das Leben dunkel gemacht hat; denn man weiß ja, man wandert dem Lichte entgegen. Das ist ein Aufgehören von allem Groll und ein Vergehen allen, die einem einmal wehe gethan haben, denn man denkt, sie haben wohl nicht gewußt, wie weh sie gethan, sonst hätten sie es gar nicht thun können. Man wandelt an den Dingen vorbei, die einen sonst so sehr gelockt haben, und die man so gern besitzen hätte, und begehrt sie nicht mehr, denn man hat gesehen, wie sehr vergänglich alles ist, und wieviel man entbehren kann. Das lernt man alles auf dem Wege, den man das Leben nennt, und man lernt es nicht immer gern und nicht immer leicht; die große Schule vom lieben Gott ist eine ernste Schule und seine Strafarbeiten sind viel schmerzlicher und bitterer, als die man in der Kinderschule macht! Die Strafarbeiten vom lieben Gott sind oft Jahre lang und nehmen alle unsere Kraft und all unseren Willen in Anspruch, und lassen uns nicht mehr los und zu gar keinem Fest und zu gar keiner Freude kommen, denn wir müssen manchmal auch die Strafarbeiten der anderen mit auf uns nehmen, wenn die schwach sind oder sie nicht haben ordentlich machen wollen. Und wenn man dann sechzig Jahre alt wird, so hat man das Gefühl, daß man nicht mehr so viel zu lernen hat auf der Erde, und nicht mehr so viele Strafarbeiten zu machen hat, sondern daß man auch einmal ins Licht schauen und nach den hohen Gedanken fragen darf, aus denen wir gekommen sind und in die wir zurückkehren. Sechzig Jahre ist wie eine Krone aus lauter Licht und Duft, die einem der liebe Gott auf's weiße Haar ganz leise legt, und dann freuen sich die andern mit, daß man so friedlich ist, und daß man von seinem Frieden ihnen noch schenken kann, und dann ist es ihnen wie eine Verheißung, wenn sie sich abgemüht haben in den schweren Tretmühlen, in denen sie das Goldtorn der Pflicht gemahlen haben ihr Leben lang. Dann kommt das richtige Feiertagsgefühl. Es liegt ja gar nicht am Nichtsthun, das Feiertagsgefühl, sondern an dem Thun, das uns leichter wird, und bei dem wir nicht mehr unsere letzten Kräfte verbrauchen müssen, sondern bei dem wir ein wenig stillstehen oder sitzen und uns erinnern können und weiter hinausschauen.

Ich gebe gar nicht, in Nichtstun zu verfallen nach 60 Jahren, sondern im Gegenteil viel bessere und teifere Arbeit zu leisten, als vorher, wenn mir der liebe Gott dazu noch Zeit und Kraft läßt. Denn ich habe keine Wünsche mehr, und keinen Groll und nichts, das die Kräfte und die Flügel lähmt, sondern nur noch den Aufblick in die Höhe, nach dem großen, endlichen Ziel! Es giebt nichts mehr, das

ich nicht mehr, das

einen auf der Erde zurückhält, wenn man sein Kind hat, das der Sorge bedarf, man hat das Gefühl, eines schönen Lebens Sonnenuntergang recht feierlich machen zu wollen, und eines schönen Lebens Feierabend allen zur Freude zu machen, die den schweren Weg mit einem gewandelt sind und sich abgemüht haben an unserer Seite und oft uns geholfen mit Wort und That und Zuruf und Mith und sogar mit dem Vertrauen, das sie uns gezeigt haben. Nun wollen wir ihnen mit uns den Feierabend schön machen und ihnen den Frieden bereiten, den sie mit so viel Aufopferung verdient haben, und ihnen den Mitgenuß des Altwerdens verschaffen. Wißt Ihr, lieben Kinder, das Altwerden ist nur darum für Euch etwas Fremdes und etwas Ehrwürdiges, weil Ihr noch nicht verleben könnt, daß man sich gar nichts mehr wünscht und über gar nichts mehr in großer Verzweiflung ist, sondern sagt, der liebe Gott hat schon manchen Noth gemeldet, wir haben es oft gesehen, daß er herausgeholfen hat, wenn wir gemeint haben, es ist alles vorbei, so daß wir wie mehr kleingläubig und ängstlich sein können, sondern in den Hafen oder in die stille Kammer eintreten, in der die Wände licht sein müssen, da unsere Augen mehr Licht bedürfen und das Lämpchen auf unserm Tische hell, weil wir nicht mehr so gut am Abend sehen als früher; das thut aber gar nichts, wir wissen, daß unsere Sinne und unsere Glieder verbraucht werden müssen, ja sogar das Herz muß verbraucht werden und oft auch das Gehirn; das ist aber ganz recht so, und darum, lieben Kinder, denkt daran, den alten Leuten ein helles Stübchen und ein helles Lämpchen zu verschaffen und ihren kleinen Bissen Brod, da sie nicht mehr viel brauchen; aber das brauchen sie, um ganz still und friedlich werden zu können. Ein helles Stübchen muß man nun allerdings zuerst im eigenen Herzen haben; denn wenn es darin dunkel aussieht, so hilft die weißeste Wand nichts und das größte Beleuchtung nichts und das beste Essen nichts, man wird ein aramisches und unzufriedenes Alter haben. Aber wenn das Herzensstübchen ganz rein gekehrt ist, und gar kein Staubchen darin von der langen Wanderung und gar kein Hauch von Groll oder von Nichtverzeihen, dann wird es so wunderbar still, als wäre immer Sonntag und als läuteten in einem fort die Festaloden zu irgend einer Feier, die man nicht mehr tanzen und singen mitmachen kann, weil man keine junge Kehle und keine jungen Beine mehr hat, aber deren Klang einen gerade so und noch mehr erfreut, als in der Jugend, wo man ein heißes Herz und unerfüllte oder unerfüllbare Wünsche in den Nebel hineinträgt, der dann kein rechter Nebel mehr ist. Das Summen einer Biene oder einer Hummel ist wie ein Festläute im stillen Stübchen; das Licht, das durch den kleinen, weißen Vorhang fällt, ist so friedlich gedämpft und doch so hell, die Uhr tickt so annehmlich, die Blume im Glase oder im Blumenloß duftet so, und dann hat die Erde uns das aeaeben, was sie Schönes geben kann, nämlich Frieden.

Sechzig Jahre ist die Grenze, wo das wirkliche Alter anfängt, wo man sich erlaubt von den Jungen und all die neuen Erfindungen und Entdeckungen erzählen läßt und ihnen die Freude macht, daß sie fühlen, als wären sie so sehr viel geschickter als wir. Sechzig Jahre ist die Grenze, wo man nicht mehr so eifrig liest und studirt, sondern denkt, der liebe Gott hat einem das Wissen geschenkt, das man gebraucht hat, nun sollen die andern mehr wissen und weiter kommen als wir. Wir hätten ja in einer anderen Zeit gelebt, wenn es uns bestimmt gewesen wäre, zu wissen, was erkl die kommenden Geschlechter wissen sollen. Wir lernen uns beschreiben und nicht mehr acria die Hand nach neuem Wissen strecken, denn wir können es nicht mehr mit unlerem mühen Gehirn erreichen.

Das Ehrwürdigste der weißen Haare besteht eben in dem Sichbeschreiben und nicht die Grenze überschreiten wollen. die uns Gott aekted hat, sondern rubia die Flügel fallen, bis der Ruf ertönt. der uns erlaubt, sie zum letzten Mal in ihrer ganzen Schmuckart noch einmal auszubreiten, als wären sie nie verunrubt gewesen und sohm und matt und als hätten sie uns immer nur in die Höhe getragen.

Die schönen, schönen sechzig Jahre! Ich weiß, sie werden halten, was sie mir versprochen haben, denn das Leben hält immer, was es verspricht, wenn wir es nur recht befrachten haben und nicht begehrt, was nicht unser Erbtheil war!

Gott segnet die sechzig Jahre und legt seine Hand aufs müde Herz und läßt es stiller werden, auch von Anst macht er es frei, und die Sorgen läßt er geringer werden, da er uns die aröhe Verantwortung von den Schultern nimmt und sagt, daß wir des Taas Last und Hitze hinter uns haben und Feierabend machen dürfen. Die lieben, sechzig Jahre!

Garmen Sclba.

In Pittsburg befürchtet man angeblich eine Kohlennoth, so unglücklich es klingt. Einen Vortheil hätten dann die Pittsbürger aber doch: sie würden wenigstens einmal sehen, wie ihre von Natur so schön gelegene Stadt eigentlich wirklich aussieht.

Und wenn die Seele noch so schwer aus ihren Wunden blutet: Ost kommt der Trost aus Winteln her,

Wo man ihn nicht vermutet.

her,

her,

her,

her,

her,

her,

her,

her,